...arburg Fernruf 419.
...ren-Konfektion, Besatz-Artikel
...mann.
...Musterlag ...ind Glas
...d Haushaltungs-
...nkauf ...ge
...u verkaufen
...mittel
...stelle Altstadt
...-Kleider ...tel
...wahl zu ...Preisen.
...Co., G.m.b.H.
...gespart ...sen nach:
209.12
555.38
932.34
483.56
194.45
145.78
...u bei der:
...u Warburg.
RUF 520
...-Anzüge 36.50
...kin nur
...ng-Anzüge 62.50
...erne Muster
...in
...Qualität von 3.95 an
...fensterauslagen.

Die schöne Wüstenreiterin.

Manches ihrer Geheimnisse hat die Sahara preisgeben müssen, seitdem Reisebüros fremde Besucher ladungenweise in die Wüste hinausführen. Eins ist aber erst durch diese Rundfahrten durch die Sahara bekannt geworden: die schöne Wüstenreiterin. Hier und da sahen Besucher von weitem die kleine Karawane der Unbekannten, die mit zwei Eingeborenen und drei Kamelen auf einsamer Wanderung die Spuren der Autobusse kreuzte. Ein französischer Zeitungsmann folgte ihr kürzlich, weil es ihn lockte, das Geheimnis zu lüften, das die Frau umgab. Eine schöne Brünette mit tadellos geschnittenem und gewellten Haar, im weiten arabischen Hosenrock und roten Burnus war es, die ihm freundlich eine Unterredung gewährte. Sie erklärte, geborene Wienerin zu sein, die Tochter eines dortigen Gelehrten, und mit ihren beiden arabischen Begleitern seit fünf Jahren von Oase zu Oase zu wandern. Doch sie verriet dem Zeitungsmann nicht, was sie in die Wüste hinaus getrieben hatte. War sie des Lebens zwischen Millionen hastender Kulturmenschen überdrüssig geworden, und hatte die Einsamkeit gesucht? Die Wüstenreiterin lächelte nur auf die Fragen des Franzosen und schüttelte ihr gepflegtes Haar, das wieder ein Rätsel für sich ist, denn wer schneidet und wellt es ihr, die seit fünf Jahren kein Hotel, keine Stadt mehr betreten hat? Ihr augenblickliches Leben befriedigt sie vollauf, sie wünscht sich kein besseres. Das war alles, was die schöne Wüstenreiterin der Welt mitzuteilen wünschte.

Dann freilich!

Gelegentlich eines parlamentarischen Bierabends beim Fürsten Bismarck äußerte ein Abgeordneter zum Reichskanzler, daß sich der Ertrag der geplanten Tabaksteuer doch gar nicht voraussagen ließe, weil wahrscheinlich viele bei der Verteuerung des Tabaks das Rauchen aufgeben würden. „Ich kenne nur einen solchen Fall", erwiderte Bismarck. „Da hat ein Mann, der seit dreißig Jahren geraucht hatte, seine Pfeife zufällig in einem Pulverfasten ausgeklopft. Der Mann hat allerdings nie wieder geraucht."

Wanderlied im Frühling.

Ein Regen zieht durchs Feld,
Der Frühling küßt die Welt,
In hohen Föhren klingt und rauscht sein Lied.
Der Fluß bricht donnernd auf
Und reckt den wilden Lauf,
Die Strömung schäumt und braust und sprüht!

Hoch überm Wiesenhang
Jauchzt erster Lerche Sang.
Was ist das Herz so jung und frei!
Dicht unterm Himmelsdach
Den schnellen Wolken nach
Gellt grauen Kranichzuges heis'rer Schrei.

O, heiße Lebenslust!
Wie schwillt die Menschenbrust
Nach sonnenferner, matter Winterzeit!
Wir ziehn hinaus ins Land
Und halten Kämpfen stand
Und werden Sieger über vieles Leid!

Siegfried Bergengruen.

≈ ≈ Heimatecke ≈ ≈

Von der Gerichtsstätte am Donnersberge.

Von E. Lange

Der gen. Graf Conrad von Everstein bestätigte am 8. April 1239 feierlich seine gegebenen Versprechungen dem Kloster Arolsen im Gerichte am Thornseberg unter königlichem Banne und erklärte zugleich, daß die Güter frei von aller Vogtei und Abgabe wären. Der Einwilligung seiner Brüder bedürfe es nicht in dieser Sache, da ihm bei der Erbteilung die Grafschaft, in der die Güter lägen, allein zugefallen sei.

Es bedarf wohl keines Zweifels, daß alle Namen des Gerichtes Thuneresberg, Dunrisberg, Thornseberg immer nur denselben Ort bezeichnen, den Donnersberg, die Anhöhe zwischen Wormeln, Germete und Warburg. Die in den Urkunden erwähnten Orte liegen alle nicht weit von ihm entfernt. Zudem liegt weit und breit kein Ort, dessen Name an die genannte Gerichtsstelle erinnern könnte. Vielleicht waren hier schon in ältesten Zeiten ein Gerichtsplatz und eine Opferstätte, auf die der Name schließen läßt. Auch der Ort selbst widerspricht nach Spilker nicht der Anforderung, die man an einen bedeutenden Gerichtsplatz stellen muß. Für den Richter und für seine notwendige Umgebung bot die Anhöhe genügend Platz. Die Umstände, das sind die Personen, die dem Gerichte beiwohnen mußten, konnten so aufgestellt werden, daß sie die Handlungen sehen und verfolgen konnten.

Der älteste Richter des Donnersberges, den die Geschichte uns überliefert hat, war Erpho, der als praeses placiti bezeichnet wird. Andere Angaben, aus denen bestimmt werden könnte, zu welcher Familie Erpho zu rechnen sei, gibt die Urkunde von 1100 nicht an. Sie läßt uns auch im Unklaren, ob Erpho der richtende Graf oder nur ein Stellvertreter gewesen ist. Da sich der Name Erp und Erpo oft in jener Zeit in Urkunden findet, ist es schwer, die Familienbeziehungen des gen. Erpho festzustellen. Erleichtert dürfte das sein, wenn er der gerichtshaltende Graf selbst gewesen ist. Durch den beigefügten Titel würde der Name nur auf einen verschwindend kleinen Teil der Menschen anzuwenden sein, wenn nicht ganz und gar nur auf einen. In einer im Jahre 1101 ausgefertigten Urkunde erscheint ein Graf Erpo in Padberg, der starken, späteren Raubritterburg in der Nähe von Marsberg.

Wenn Erpho und Erpo eine Person bezeichnen, so dürfte vermutet werden, daß das Gericht am Donnersberge früher dem Grafen Dodico von Warburg gehört habe. Es ist jawohl anzunehmen, wenn auch nicht beweisbar, daß der mächtige Graf Dodico, bei dessen Stammsitz der Donnersberg in greifbarer Nähe lag und dem manche Gerichtssprengel im Hessen-, Nethe- und Ittergau zustanden, auch den Gerichtsplatz vor seiner Haustür besessen habe.

In dem Falle daß man annehmen dürfte, daß ein Teil der dodicoschen Erbschaft an die Grafen von Padberg gekommen wäre, und in der Voraussetzung, daß Erpho, der Vorsitzende des Gerichts am Donnersberg und Graf Erpo von Padberg eine Person sind, möchte sich die Vermutung, daß das Gericht ein altes Dodicosches Erbstück sei, rechtfertigen lassen. Auch die Familie des zweiten uns überlieferten Richters Friedrich festzustellen war von Spilker nicht möglich. Es fehlte an Zusätzen, um das Geschlecht des Grafen Friedrich zu erkennen. In der Eversteinschen Familie, die später das Grafenamt in Händen hatte, findet sich um jene Zeit keine Person namens Friedrich.

Wie das Gericht in die Hände der Grafen von Everstein gekommen ist, steht auch nicht fest. Sie hatten ihre Stammgüter zwischen der Weser und Leine. Die Eversteiner treten im 11. und 12. Jahrhundert als Zeugen in Paderborner Urkunden auf und erscheinen bald darauf begütert in der Gegend von Volkmarsen. 1246 gründeten sie das Kloster Wormeln. Auch in Scherfede besaß die Familie große Güter. Dringenberg gehörte ihr ebenfalls. Wahrscheinlich werden verwandschaftliche Beziehungen die Eversteiner in den Besitz des Donnersberges und auch der anderen Orte gebracht haben.

Von Spilker fügt seinen Ausführungen eine Nachschrift an, die besagt, daß er die Angaben über das Gericht am Donnersberge deswegen veröffentlicht habe, um erfahrenere Männer zu reiferen Unterfuchungen und Berichtigungen der aufgestellten Vermutnngen zu veranlassen. Ob diese Aufforderung Erfolg gehabt hat, entzieht sich meiner Kenntnis. Vielleicht weiß jemand der Warburger Heimatfreunde darüber. Es wäre dann sehr erwünscht, wenn diesem Artikel eine Fortsetzung folgen würde.

Schluß.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

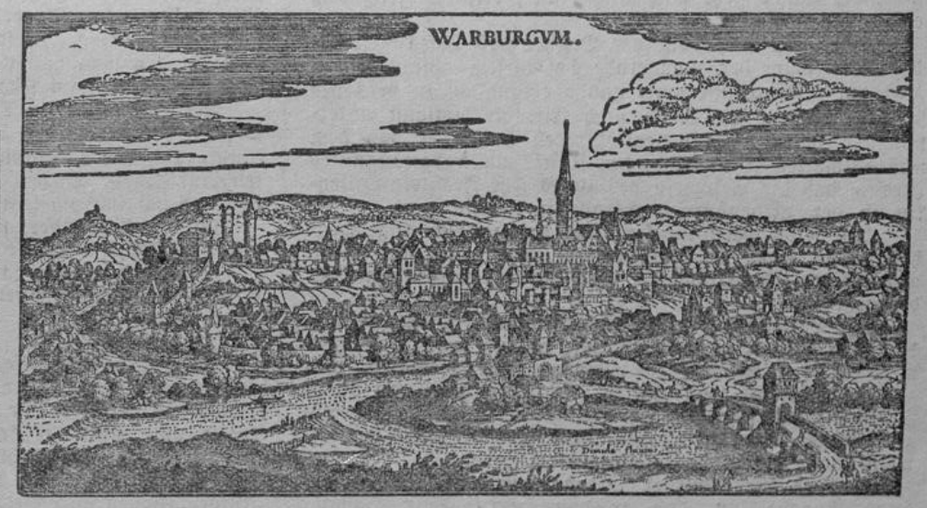
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 37 10. Mai 1930 5. Jahrgang

Felix will heiraten

Nachdruck verboten.

Roman von Eduard W. Maybach

Copyright Greiner & Co., Berlin NW 6.

15. Fortsetzung.

„Nicht wahr, Herr Professor, diese Mitteilung ist ein paar Prozent wert für einen armen Kollekteur, der immer die Gewinne auszahlen und selbst nur zusehen muß. Die meisten Herrschaften, die Gewinne erzielen, haben immer etwas von ihrem Ueberfluß übrig, und wenn es nur bescheidene 5 Prozent sind."

Professor Dr. Chelius versicherte, daß auch er gern den Kollekteur an seiner Freude beteilige. Diese Freude sei aber nur platonischer Art, da er das Los seinerzeit zu Geschenkzwecken gekauft habe. Allerdings nicht, ohne sich vorher nach einem genauen mathematischen System in der Wahl der Nummer vergewissert zu haben. Es freue ihn, daß die Nummer solchen Erfolg gehabt hatte. Der Besitzer des Loses sei der Fabrikant Kurt Lepel in Frankfurt am Main. Als der Professor noch hinzufügte, er wolle den glücklichen Gewinner benachrichtigen, protestierte der Kollekteur und versicherte konziliant, dieses angenehme Amt ließe er sich auf keinen Fall nehmen.

Noch in derselben Stunde ging ein Telegramm nach Frankfurt:

„Fabrikant Kurt Lepel.

Ihr von Professor Dr. Chelius übernommenes Los Nr. 353 535 mit 100 000 Mark herausgekommen. Gratuliere herzlichst. Kann ich sofort nach Frankfurt kommen?

Schumann, Kollekteur."

Worauf prompt die telegraphische Antwort kam:

„Danke für Mitteilung, Losbesitzer ist Rechtsanwalt Konrad Mengelberg, Berlin."

Kollekteur Schumann fluchte, ließ sich aber nicht verdrießen. Zum Glück war ja das Los nun wieder nach Berlin zurückgekehrt. Er nahm sich zum zweitenmal eine Taxe, eilte zu Konrad Mengelberg und ließ sich bei dem Rechtsanwalt außer der Reihe in einer besonders dringenden Privatangelegenheit melden.

Mit wachsendem Erstaunen vernahm Schumann von dem Rechtsanwalt, daß das Gewinnlos inzwischen noch einmal weiter gewandert war. Sein jetziger, und wie der Rechtsanwalt versicherte, unzweifelhaft endgültiger Besitzer hieß Felix Schmidt und wohnte in Schöneberg, Innsbrucker Straße 30.

Der Kollekteur dachte an die winkenden 5000 Mark, nahm sich das dritte Auto und fuhr nach der Adreise, die er sich von dem Losbesitzer Felix Schmidt notiert hatte.

In der Innsbrucker Straße erklärte ihm die Wirtschafterin Frau Zeisig mit sehr trauriger und sehr verschlossener Miene, Herr Schmidt sei nicht anwesend und sei noch in dringenden Fällen auf unabsehbare Zeit hinaus für niemanden zu sprechen. Wo er sich befinde, ob überhaupt in Berlin oder außerhalb, ob er eine längere Reise ausführte oder an einem bestimmten Platz erreichbar ist, darüber war aus der Frau keine Silbe herauszubringen. Schließlich verwies sie den Besucher, der es mit seiner Botschaft ausnehmend wichtig zu haben schien, an das Hauptkontor der Firma Bergers Kaffeegeschäft, an Herrn Birkenbusch, der ihm ja jede weitere Mitteilung machen könne.

Jetzt begann der gehetzte Kollekteur an dem Erfolg seiner Bemühungen langsam zu zweifeln und fuhr mit der Straßenbahn.

Otto Birkenbusch horchte den Lotteriekollekteur zuerst einmal aus, worum es sich handle. Er erfuhr, daß Felix in der Lotterie gewonnen hatte; über die Höhe des Gewinns wollte sich der Kollekteur allerdings nicht aussprechen.

Aber der Aufregung nach zu schließen, in der sich der Mann befand, mußte es eine nicht unbeträchtliche Summe sein. Angesichts dieser Tatsache glaubte Otto, seinem unglücklichen Sozius in der Eintönigkeit der Untersuchungshaft eine wirkliche Freude zu bereiten, wenn er ihm den Glücksboten direkt in die Zelle hineinlavierte. Darum informierte er den Kollekteur von dem Pech seines Kompagnons, der infolge einer Verwechslung oder der Gaunerei eines Unbekannten zurzeit in Eisenach in Untersuchungshaft saß, und überredete Schumann, der nun doch den Mut verlieren wollte, den glücklichen, unglücklichen Gewinner unmittelbar in der Haft aufzusuchen.

Bei Schumann hatte der Gedanke an die fünf Prozent noch einmal gesiegt, und noch in der gleichen Nacht fuhr der Kollekteur nach Eisenach.

Selbst der Untersuchungsrichter konnte eine freudige Anteilnahme an dem Schicksal und überraschenden Glück seines Gefangenen nicht unterdrücken. Bereitwillig genehmigte er daher den Besuch des Lotteriekollekteurs.

Aber wie wunderte sich der gute Schumann, als Felix von der Nachricht, er habe auf das Los Nr. 353 535 bare 100 000 Mark gewonnen, nahezu unberührt blieb. Nur ein wehmütiges Lächeln glitt über das Gesicht des unglücklichen Mannes.

„Die Sache geht mich nichts an", erklärte Felix dem erstaunten Besucher.

„Aber Sie sind doch der Besitzer des Loses?" fragte der Kollekteur, der nachgerade bei diesem absonderlichen Los auf alles gefaßt war, und der langsam zu verstehen begann, daß er die Reise nach Eisenach umsonst unternommen hatte. Mit vielem Zureden bekam er von dem mißgestimmten Bewohner des Untersuchungsgefängnisses heraus, daß die Besitzerin des Loses jetzt Fräulein Ballentin in der Lietzenburger Straße in Berlin war.

„Ich selbst habe indessen mit der ganzen Angelegenheit nichts mehr zu tun", vergaß Felix nicht mit einem wehmütigen Unterklang in der Stimme noch einmal zu betonen.

Der Lotteriekollekteur Schumann fuhr schleunigst wieder nach Berlin zurück, um, wie er sich sagte, den Herweg für den Hinweg zu nehmen. Eine verteufelt verzwickte Geschichte war das ja. Es fehlte nur, daß dieses Fräulein Ballentin, die da aus heiterem Himmel heraus zu 100 000 Mark gekommen war, nun vielleicht mittlerweile nach Honolulu ausgewandert war.

In der Lietzenburger Straße wurde Schumann auf seine Angabe hin, daß er von Herrn Felix Schmidt geschickt sei, mit geradezu eisiger Zurückhaltung aufgenommen. Er kam sich vor wie ein Betrüger, aber nicht wie der Mann, der die Botschaft eines Hunderttausendmarkgewinnes überbringen wollte.

Zunächst wurde er bedeutet, am Abend wiederzukommen, wenn der Herr Oberfinanzrat selbst zu sprechen war. Aber auch der Oberfinanzrat war reserviert bis auf das Alleräußerste. Er bedeutete dem Besucher, daß er, der Oberfinanzrat, zu Herrn Felix Schmidt aber auch nicht in der leisesten Beziehung stehe.

Schumann, den allmählich die Ruhe verließ, erklärte, das sei ihm verhältnismäßig gleichgültig. Es handle sich hier um ein Los, das Herr Schmidt an Fräulein Ballentin weitergegeben hatte. Das Los habe gewonnen.

„Bedaure," sagte der Oberfinanzrat kurz und zuckte die Achseln, „ich hatte Veranlassung, dieses Los sofort an Herrn Schmidt zurückzugeben. Ich muß mich leider also auch für den Gewinn als unzuständig bezeichnen." Mit diesen Worten erhob sich der Oberfinanzrat, damit das Zeichen zur Beendigung des Gespräches gebend.

Der Lotteriekollekteur erhob sich gleichfalls, versuchte indessen noch einmal einzuwenden:

„Herr Schmidt besitzt aber das Los doch nicht . . ."

„Das ist mir vollkommen gleichgültig."

„Aber es handelt sich um einen sehr hohen Gewinn . . ."

„Bedaure", sagte der Oberfinanzrat, und damit hatte er den Besucher zum Zimmer hinauskomplimentiert.

Schumann schüttelte den Kopf, während er in sein Geschäft zurückfuhr. So etwas hatte er noch nicht erlebt. Hunderttausend Mark, und keiner wollte sie haben. Seinetwegen mochten sie das Geld verkümmern lassen — eine Schande war es, und ihm taten nur die 5000 Mark leid, mit denen er schon so bestimmt gerechnet hatte.

Zu Hause angelangt, setzte sich der verärgerte Mann hin und machte an die Lotteriedirektion einen Bericht, daß der Gewinn von 100 000 Mark auf das Los Nr. 353 535 nicht zur Auszahlung gebracht werden könne, da der mutmaßliche Losinhaber den Besitz des Loses bestreite und anderweitige Angaben über einen berechtigten Besitzer des Loses derzeit weder zu erlangen noch zu erwarten seien.

20. Kapitel.

Es dämmert . . .

Otto Birkenbusch begann in der mißlichen Affäre seines Teilhabers nachgerade die Geduld zu verlieren. Die leise Schadenfreude, die er zu Anfang nicht hatte unterdrücken können, war einem ehrlichen Mitleid mit dem Pech des Kompagnons und langjährigen Freundes gewichen.

Otto schimpfte und fluchte über die Langwierigkeit, mit der die Geschichte in Eisenach vonstatten ging. Irgend etwas mußte denn doch geschehen.

Hatte Felix in der Alkohollaune etwas verbrochen, was so große Unannehmlichkeiten nach sich zog, oder warum zum Teufel unternahm er nicht selbst in Eisenach energische Schritte zu einer endlichen Freilassung? Der Mitinhaber von Bergers Kaffeegeschäft und den angeschlossenen dreißig Filialen war doch schließlich kein Landstreicher, den man mangels unzureichender Ausweispapiere aufs Geratewohl im Kittchen festhielt.

Schließlich ließ sich Otto bei Rechtsanwalt Mengelberg melden, den er als den besten Freund seines Kompagnons kannte und der obendrein als Anwalt einen ausgezeichneten Ruf genoß. Diesem trug er den geheimnisvollen Fall vor und bat ihn um seine Hilfe.

Konrad Mengelberg war aufs unangenehmste überrascht von den Nachrichten, die er da erhielt.

Felix war in Not, da mußte ihm aber auch noch in der gleichen Stunde geholfen werden. Warum war er noch nicht früher über das Pech des gemeinsamen Freundes unterrichtet worden?

Es war keine Phrase, was Konrad Mengelberg von der Notwendigkeit sofortiger Hilfe gesprochen hatte. Er besorgte sich in aller Eile für den nächsten Tag einen Vertreter und fuhr mit dem Nachtschnellzug nach Eisenach.

Hier erbat sich Rechtsanwalt Mengelberg zunächst eine Unterredung mit dem Untersuchungsrichter. Nachdem er Informationen über die Felix zur Last gelegte Tat erhalten hatte, machte er den Untersuchungsrichter in höflichen Worten darauf aufmerksam, daß Herr Felix Schmidt Mitinhaber eines sehr großen und angesehenen Berliner Unternehmens sei, daß sein Einkommen, vorsichtig geschätzt, sich zwischen zehn- und fünfzehntausend Mark im Monat bewege, daß die geschäftliche Situation seines Hauses absolut über jeden Zweifel erhaben sei, und daß schon sehr dringliche Beweismomente vorliegen müßten, wenn man einer solchen Persönlichkeit einen einfachen Eisenbahndiebstahl zumuten sollte. Ueberdies kenne er, der Rechtsanwalt, Felix Schmidt schon seit Jahren und Jahren.

Der Untersuchungsrichter bedauerte demgegenüber, auf die soziale Stellung des Beschuldigten keinerlei Rücksicht nehmen zu können.

Das seien Momente, die das erkennende Gericht bei der Zumessung des Strafmaßes berücksichtigen müsse. Für die Untersuchung selbst sprechen nur Tatsachen, und zunächst stünde doch unwiderlegt fest, daß der Reisepaß des Beschuldigten in dem von dem Attentäter im Stiche gelassenen Handgepäck gefunden worden sei.

„Der Reisepaß kann gestohlen gewesen sein", wandte der Rechtsanwalt ein.

„Der Beschuldigte hat bisher noch nichts davon erwähnt", war die achselzuckende Antwort des Untersuchungsrichters. Im übrigen sei dies natürlich noch nicht das einzige Beweismaterial. Der Beschuldigte habe sich tatsächlich in dem fraglichen Zug befunden, was aber das Verdächtigste von allem sei, blieb die Tatsache, daß er über Ziel und Zweck seiner von Berlin aus unternommenen Reise unter auffallenden Umständen beharrlich jede Aussage verweigere.

Der Rechtsanwalt bedankte sich bei dem Untersuchungsrichter für die Audienz und ließ sich seinen „Mandanten" ins Sprechzimmer kommen.

Er nahm an, daß Felix durch irgendein persönliches Moment bisher sich nicht habe entschließen können, sich dem Untersuchungsrichter gegenüber über Zweck und Ziel seiner Reise und über die anderen mit dieser mystischen Angelegenheit in Verbindung stehenden Umstände auszusprechen. Aber nun, da Felix als Freund zum Freunde sprechen konnte, war es sicher die Sache eines Augenblicks, alle Tatsachen in Erfahrung zu bringen, die Konrad als Rechtsanwalt dann schon in geeigneter Form an das Untersuchungsgericht würde weitergeben können.

Aber die Unterredung mit Felix verlief anders. Zwischen zwei Fremden hätten sich keine größeren Schwierigkeiten herausbilden können.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Erdenwandel einer Affenseele.

Humoreske von Ernst Römer.

Die ersten Tränen, die meine Frau in ihrer Ehe vergoß, hingen ursächlich mit einem Affen zusammen. Ich vermag es nicht anders auszudrücken. Mit einem sehr niedlichen kleinen Affen, der Jakob hieß. Er war übrigens ein Affenfräulein, wie sich später herausstellte. Doch seinen alttestamentarischen Vornamen hatte er weg und wurde ihn im Laufe unserer Reise ebenso wenig los wie seine zahllosen Unarten, die ihm schließlich zum Verhängnis werden sollten.

Aber wie gesagt: über seinen so frühen Tod hinaus wirkte sein munteres Dasein in eine ferne Zukunft, die mir selbst die Ehe und meiner Frau die oben bezeichnete Erscheinung brachte. Und warum? Wegen einiger lächerlichen Margueriten. Weiß der Himmel, diese in ihrer Schlichtheit ohne Zweifel sehr hübschen Blumen hatte meine Frau eines Tages auf meinen Schreibtisch gestellt. Ich freute mich natürlich darüber. Doch meine Frau sah mir noch mehr an, sie sah — das sind ihre Worte — „wie sich mein Blick über die Margueriten hinweg ins Weite verlor." Also ins Weite. Woran ich im Augenblick gedacht hätte, forschte sie. Ich lachte: anläßlich dieser Margueriten? Jawohl, anläßlich dieser Margueriten (die Hand meines Weibes drehte nervös und sehr unbegründet die Vase hin und her). Nun, zunächst an gar nichts, sagte ich. Der Wahrheit gemäß. Doch zuweilen brächte der Anblick solcher Blumen meine Gedanken auf einen Affen.

Sonderbarer Zusammenhang, argwöhnte meine Frau. Gewiß, gab ich zu; aber sie wüßte doch, daß mein Seemannsleben reich an sonderbaren Zusammenhängen gewesen wäre.

So. Hm. Und was das nun mit den Margueriten auf sich hätte?

„Ja, denke Dir", erzählte ich heiter, „da hatte ich also einmal Margueriten in meiner Bordkammer stehen, und wie ich eines Tages von der Wache komme, ist der verd . . . Jakob emsig dabei, ein Blumenorakel zu zupfen. Stell Dir das bitte vor: diese kleine Bestie! Woher mag sie das nur gehabt haben?"

Doch meine Frau stellte sich das durchaus nicht vor. Sie wünschte lediglich über die Herkunft jener Blumen unterrichtet zu sein. Du lieber Himmel, das sollte ich heute noch wissen! Meine gründliche Frau indessen glaubte nicht, daß ich es nicht mehr wüßte, und als sie schließlich glaubte, daß ich's wirklich nicht mehr wüßte, da fand sie es noch empörender.

Na, und dann gab es eben — siehe oben.

Um nun endgültig auf meinen Affen zu kommen: Er — nein sie — tummelte sich einst mit der Mutter am Kühle spendenden Ufer des Sulam-Flusses (Siehe auch unter: Senegambien. Senegambien mit den vielen Erdnüssen, von denen wir an besagtem Flusse luden). Tummelte sich in neckischer Weise und nach Maßgabe ihres Geschlechts, also ahnungs- und sorglos und ohne viel Umsicht (dieses spielte, Verzeihung, vor rund sechzehn Jahren), da schoß der Negerjunge Jumbo Ibn Abbas El Sulambo aus tückischem Hinterhalt des Ufergesträuchs hervor und ergriff das sprachlose Affenkind. Entführte es vor den Augen seiner zunächst entfliehenden, dann laut jammernden Affenmutter und brachte es mir an Bord. Ich erwarb es, indem ich als Gegenwert zwei Paar ältliche Beinkleider nebst einem Strohhut mit rot-weißem Bande bot. Mein Kapitän taufte seinen Familienzuwachs unwiderruflich auf den Namen des Erzvaters, und wir gingen bald darauf in See.

In solchem Augenblick bereits begannen Jakobs Leiden. Zum Zeichen unserer Abfahrt nämlich ließen wir nach alter Sitte die Dampfpfeife heulen. Dieses Geräusch — zugleich das grause Symbol einer naturfeindlichen Technik — übte eine verheerende Wirkung auf das wüstenländische Nervenkostüm meines Schützlings aus: Soweit das über Meter lange Bändsel reichte, das ich ihm um den Hals geknüpft hatte, so weit schoß das geängstigte Vieh steil in den unendlichen Raum hinaus; genau vier Meter. Wieder zurück geholt, begannen die Sprünge mit ihrem verzweifelt begrenzten Aktionsradius aufs neue, so lange, bis die höllische Stimme oben am Schornstein ihren dampfenden Atem verströmt hatte.

Immerhin: Leid wechselte mit Freude. Als ich den Zeitpunkt für gekommen hielt, da sich Fräulein Jakob den Gepflogenheiten einer gesitteten Menschheit anzupassen schien, stellte ich ihr meine Bordkammer als Tagesaufenthalt zur Verfügung. Und es erheiterte mich, von der Kommandobrücke aus das unergründlich greisenhafte Antlitz dieses Affenkindes gelegentlich in dem runden Ausschnitt des Bullauges erscheinen zu sehen.

Als ich an einem solchen Tage wieder von Wache kam, bot sich mir dieser Anblick dar: zuvörderst ein dichtes Schneegestöber von Daunenfedern: Jakob hatte mein Kopfkissen untersucht. Sehr gründlich. 256 Kalenderzettel lagen auf dem Fußboden: Jakob hatte das Datum auf den 29. Dezember berichtigt. Meine Zahnbürste entdeckte ich, armselig und ihrer ferneren Nutzanwendung völlig beraubt, in einem meiner Morgenschuhe: Jakob hatte ihr sämtliche Borsten ausgerissen. Aber auch sämtliche. Es war meine einzige Zahnbürste. Und auf See gab es keine Zahnbürsten zu kaufen. Schließlich mußte sich Jakob in furchtbarer Weise irgendwie den Magen verkorkst haben. Woran denn nur? Ich spähte umher: Jakob hatte meine Zahnpaste ausgeschleckt. Restlos. Meine pfefferminzhaltige, angenehm süßlich schmeckende Zahnpaste.

Wir lagen im Hafen von Antwerpen. Wir hatten einen freien Sonntag (Erquickende Seltenheit auf einem Trampdampfer). Wir empfingen Damenbesuch. Ich zeigte einer Dame — sie hatte herrlich hochgetürmtes, rotblondes Haar; es war vor rund sechzehn Jahren — unser Schiff und selbstverständlich auch meinen Fürsorgezögling Jakob. Er saß gerade auf dem Backbord-Rettungsboot und schliff an den Zähnen. Ich legte behutsam und ritterlich meinen Arm um die — eben fällt es mir ein: es war die Dame, die ursächlich mit den erwähnten Margueriten zusammenhing — Schulter der rotblonden Dame und führte sie bis zum Jakobschen Aktionsradius.

Ich weiß es nicht mehr: Ob nun mein okulares Schätzungsvermögen, mein seemännischer Blick überhaupt unter der Ausdehnung des vorangegangenen Samstagabends an Schärfe eingebüßt hatte — ich weiß es nicht mehr. Kurz: — und noch viel kürzer, als hier meine Feder dem Geschehen nachzueilen vermöchte — in nullkommaeins Sekunden schoß die Jakobsche durch den Raum und hatte sich in dem herrlich getürmten und rotblonden Haar meiner Begleiterin verankert. Ich habe so etwas von kristallklarer Eifersucht nicht mehr erlebt.

Das war Jakob. Das war auch Jakob. Und so könnte ich noch manches von dem lieben Kerl erzählen.

Diesmal, wie gesagt, hing es nur mit den Margueriten zusammen.

Aus dem vorgeschichtlichen Amerika.

Bei Ausgrabungsarbeiten, die das amerikanische National-Museum im Staate Mississippi veranstaltet, wurde kürzlich eine interessante Entdeckung gemacht. In einem Baumwollfelde in der Nähe von Deasonville gelang es den Grundriß eines prähistorischen Indianerhauses freizulegen, was von um so größerer Bedeutung ist, als damit zum ersten Male einwandfrei ermittelt wurde, wie die alten Indianer des Südostens der Vereinigten Staaten ihre Häuser bauten. Der Grundriß zeigt mehrere in drei konzentrischen Kreisen angeordnete Löcher, die offensichtlich als Haltepunkt für die als Dachstützen dienenden Pfosten oder Stangen gebraucht wurden. Der Durchmesser des äußersten der drei Kreise weist die ansehnliche Länge von etwa 20 Metern auf, wobei die Nachmessung mit einem Bandmaß ergab, daß die einstigen Erbauer des Hauses die Kreise überraschend gleichmäßig angelegt hatten. Die Wände der alten Indianerbehausung bestanden aller Wahrscheinlichkeit nach aus einem mit Lehm beworfenen Rohrgeflecht. Im Innern zeigten sich noch schwache Spuren der ehemaligen Feuerstätte sowie vier andere Pfostenlöcher, die wohl für weitere Dachstützen dienten oder aber einen besonderen Innenraum abtrennten. — In dem zu einem flachen Graben ausgeworfenen äußeren Kreise lagen zahlreiche Abfälle, darunter Hirsch-, Bären- und Knochen kleinerer Tiere, Fischgräten sowie verschiedene Reste von Waffen und Hausgeräten. Dies bildet insofern eine auffällige Erscheinung, als die Indianer früher, wie man aus Funden in anderen Gegenden weiß, derartige Abfälle stets außerhalb der Siedlungen auf große Haufen zu werfen pflegten. Zu welchem Stamme die alten Bewohner des jetzt aufgedeckten Hauses gehörten, hat sich noch nicht ermitteln lassen.